

(Nachdruck verboten.)

## flammen.

Roman von Wilhelm Segeler.

„Aber Herr Professor, verzeihen Sie —“

„Was, was? Ist es nicht wahr? Sind Sie nicht Zeuge? Haben Sie's nicht gesehen? Wir waren noch zwei, noch drei Schritt entfernt, da riß er den Hut herunter.“

„Ja, aber nur, weil ich ihn zuerst gegrüßt habe.“

„Was?“

„Ja, Herr Professor, das ist doch ganz natürlich —“

„Sie — haben — diesen Menschen zuerst gegrüßt?“

„Da ich ihn kenne und der jüngere bin — außerdem —“

Wuhlmann hatte die Brille von der Nase auf die Stirn gehoben und starrte mit blöde zwinkernden Augen seinen Begleiter an. Nach dessen letzten Worten aber stürmte er plötzlich davon, indem er den Schlapphut tief ins Gesicht zog. Einen Moment stand Grabaus ganz verblüfft, ehe er sich entschloß, ihn einzuholen.

Eine ziemlich Stille gingen die beiden schweigend die Straße hinunter, dann sagte Wuhlmann, wobei er zur Bekräftigung mit seinem Regenschirm auf das Pflaster stieß:

„Wenn Sie nicht dabei gewesen wären, hätte er mich zuerst gegrüßt. Moralisch ist er jedenfalls der Plamierte.“

Uebellaunig rannte er weiter, bis er am Ende der Straße den Vorschlag machte, umzudrehen. Aus einer Querstraße kam ihnen eine muntere Gesellschaft entgegen, junge Mädchen und Männer, die einen abendlichen Ausflug vorzuhaben schienen. Sie grüßten Grabaus mit herborgehobenem Enthusiasmus.

„Wer sind denn die schon wieder?“ brummte Wuhlmann.

„Merkwürdige Bekanntschaften haben Sie.“

„Das sind Zuhörer aus meinem Ferienkursus.“

„Ach, dieser Ferienkursus! Das ist auch ne recht verfehlte Geschichte. Wie konnten Sie sich nur dazu hergeben?!“

„Herr Professor, die Vorträge, die ich da halte, sind seit langer Zeit wieder glückliche Stunden für mich. Stunden, in denen ich das Gefühl habe, wirklich das zu lehren, was in mir lebendig ist.“

„Na, hören Sie mal, was lehren Sie denn in Ihren Semestervorlesungen?“

Grabaus suchte die Achseln.

„Das würde mich interessieren, was Sie da eigentlich lehren.“

„Ich wollte schon längst mit Ihnen darüber sprechen. — Als ich hierher kam, da las ich, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, im zweiten Semester ein Kolleg über Schillers Weltanschauung. Mein Hörsaal reichte nicht aus für meine Hörer. — Man hat mir von der Fakultät nahe gelegt, ein derartiges Thema nicht wieder zu wählen.“

„Ja, lieber Freund, was geht Sie als Philosophen der Dichter Schiller an?“

„Schön. Ich habe Themata gewählt, die den Wünschen der Fakultät mehr entsprechen.“

„Und aus denen Sie selbst auch viel mehr lernen konnten.“

„Mag sein. Aber weil ich das, was in mir drängte, loswerden wollte, begann ich zu schreiben. Auch das legte man mir nah, in meinem Interesse zu unterlassen.“

„Ja, glauben Sie, es machte einen guten Eindruck, wenn Ihr Name in allen möglichen leichtem halbwissenschaftlichen Blättern prangt? Damit können Sie dem großen Publikum imponieren, aber ein Beweis für den Ernst Ihres Forschens ist das nicht.“

„Ich habe also auch das gelassen. Ich habe mich auf meine Fachwissenschaft beschränkt und im übrigen still geschwiegen. Aber da Sie mir wohlwollen, Herr Professor, kann ich Ihnen sagen, oft überfällt mich eine wahre Mutlosigkeit und Verzweiflung. Mein Kopf ist zum Zerbrechen voll. Ich muß mich mitteilen. Ideen ringen und drängen nach Gestaltung. Aber ich bin einfach abgeschnitten vom Verkehr mit der Jugend, auf die zu wirken doch mein sehnlichster Wunsch ist. Ich bin mundtot gemacht. — Ich weiß nicht, ob Sie diesen Zustand verstehen —“

„Mein lieber Grabaus, was wir Ihnen da Schlimmes angetan haben, das ist nur zu Ihrem eigenen Besten. In Ihnen gärt's und ringt's. Junger Freund, in welchem Men-

sehen gärt's nicht, wenn er dreißig ist? Aber glauben Sie, das wäre was Bescheites, was da gärt? Das muß sich mal erst hübsch setzen. Das muß erst mal einen chemischen Zeretzungsprozeß durchmachen. Und was dann übrig bleibt — viel wird's ja nicht sein — das könnte möglicherweise etwas Bescheites enthalten.“

„Einen chemischen Zeretzungsprozeß durchmachen,“ sagte Grabaus bitter. „Das heißt mit anderen Worten: vermodern.“

„Na, wie Sie's nennen wollen,“ erwiderte Wuhlmann, immer liebenswürdiger werdend. „Ich würde vorziehen, zu sagen: klären. Das Lohwobohu der Anschauungen soll sich klären, sich niederschlagen zu einigen reinlichen, klaren Begriffen. Denn Begriffe — erst die sind Wissenschaft.“

„Nun, in meinem Kopf lebt der Begriff schon in den Anschauungen,“ versetzte Grabaus ziemlich barsch.

„Glauben Sie, Ihr Kopf wäre besonders konstruiert? Ne, mein Freund, nur sind Sie noch sehr jung. Sehr jung! Ja, wie alt sind Sie denn? Kaum dreißig! Seien Sie doch froh, daß wir Ihnen noch Gelegenheit geben, zu lernen. Zum Lehren kommt man noch immer früh genug. Lehren sollte man überhaupt erst mit grauen Haaren.“

„Und totem Herzen. Jawohl!“

„Ja, natürlich! Was hat denn das Herz mit der Wissenschaft zu tun? Die Wissenschaft des Herzens — die sparen Sie sich auf für die Weiblichkeit in Ihrem Ferienkursus.“

„Und doch ist noch kein fruchtbarer Gedanke geboren, Herr Professor, an dessen Werden das Herz nicht seinen Anteil gehabt hätte.“

„Ach, wirklich!“

„Und wenn Sie das nicht glauben, dann beweist das —“

„Nun — was beweist es, bitte?“

„Es beweist, daß Ihre Begabung dahin geht, den Gedanken anderer nachzuspüren, aber daß nie ein eigener Gedanke in Ihnen gelebt hat.“

„Was?!“

Den Schirm horizontal unterm Arm, die Hände über dem Bauch gefaltet, starrte der dicke, kleine Herr mit offenem Mund seinen ihm um Haupteslänge überragenden Begleiter an.

„Verzeihen Sie meine Offenheit, Herr Professor,“ murmelte Grabaus.

„Also das ist Ihre Verehrung, für mich!“ schrie dieser und ergriff ihn heftig am Rockknopf, ließ ihn aber sofort wieder los, als wenn es in diesem Falle nicht nötig, oder als wenn sein Abscheu zu groß wäre. „So spricht der Mensch zu mir, der sich als meinen Schüler vorgestellt hat. Heute sind Sie wenigstens ehrlich! — Nun dann will ich auch ehrlich sein. Und ich versichere Sie — mein heiliges Ehrentwort drauf! — so lange ich lebe, so lange mein Wort noch das geringste Gewicht bei der Fakultät hat: so lange wird hier nie ein Platz für Sie frei. Verstehen Sie! — Adieu!“

Damit rannte er fort, und Grabaus schaute ihm mit verwunderten und etwas verlegenem Lächeln nach. Dann aber tat er einen kräftigen Atemzug. Trotz allem hatte ihn das doch sehr erquidat.

Als Grabaus nach Hause kam, ging er an dem Kinderzimmer, in dem er seine Frau wachte, leise vorbei, in sein eigenes Zimmer. Er wollte allein sein.

Zu einer sonderbaren Zwiesprechung befand er sich. Nun er die ganze Auseinandersetzung überlegte, kam ihm seine schroffe Antwort höchst ungeschickt vor. Wie zwecklos! dachte sein Verstand. Doch sein inneres Gefühl erkannte den Zweck und die Notwendigkeit sehr wohl, wenn es sie auch nicht beweisen konnte. Was habe ich gewonnen? erwiderte die andere. Wenigstens ist Klarheit geschaffen. Und nun heißt es überlegen, was geschehen soll.

Vor fünf Jahren war der junge Doktor der Philosophie Heinrich Grabaus zu dem ordentlichen Professor Wuhlmann, bei dem er mehrere Semester gehört hatte, gekommen mit der Bitte, ihm bei seiner Habilitation behilflich zu sein. Wuhlmann war nicht der erste, an den er sich wandte. An größeren Universitäten hatte Grabaus zuerst sein Glück versucht. Mit dieser naiven Sicherheit eines Menschen, der von der Kraft der in ihm lebenden und nach Wirkung ringenden Ideen vorwärts getrieben wird, hatte er die berühmten Professoren einen



nach dem anderen aufgesucht, überzeugt, als Freund und brüderlicher Kampfgenosse aufgenommen zu werden. Aber höchst übel hatte man ihn empfangen, wie einen gepäckbeladenen Fahrgast, der zu nachtschlafener Zeit in ein besetztes Abteil steigt. Daß in seinen Schriften, von denen die „Ursprünge der Philosophie“ als das Hauptwerk galt, vielfach eine neue Wertung der Dinge versucht war, hatte ihn offenbar verdächtig gemacht. Als Grabaus zu Wuhlmann kam, war er schon erfahrener und zurückhaltender geworden. Die beiden Männer verstanden sich anfangs ganz gut, indem jeder aus den Worten des anderen grade das heraushörte, was er wünschte. Aber sehr bald kam es zwischen ihnen durch die Verschiedenheit ihrer Charaktere zu Differenzen. Wuhlmann verdankte seinen wissenschaftlichen Ruf vor allem seinen Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte der Philosophie. Eine rein rezeptive Natur ohne schöpferische Begabung, besaß er eine ungeheure Gelehrsamkeit und beherrschte die entlegensten Strecken seiner Wissenschaft. Seine Kunst bestand vor allem darin, den Gedanken nachzuspüren im Laufe ihrer Entwicklung, von ihren ägyptischen, syrischen oder indischen Anfängen an ihre unbedeutendsten Spuren und verkümmerten Rudimente zu verfolgen. Aber nie hatte diesem unablässig, maulwurfsartig wühlenden Arbeiter das Licht eines eigenen Gedankens gestrahlt, nie war ihm auch nur ein fremder Gedanke zum wirklichen inneren Erlebnis geworden, das sein Herz mit jener heiteren Ruhe, die am Ende die schönste Frucht aller Philosophie ist, erfüllt hätte. Von Machtverlangen und der Sucht nach äußerer Anerkennung geplagt wie nur irgend einer der unfreien und gewöhnlichen Geister, die sich selbst einzig in der Schätzung der Umwelt finden, war er der ärgste Intrigant und Tyrann. Zerfallen mit den Professoren der anderen Fakultäten, die ihn nach seiner Meinung nicht aufkommen lassen wollten, hatte er seine engeren Kollegen, frühere Schüler von ihm, ganz unter seinem Bann. Und diese Stellung eines kanonisierenden Papstes wollte er auch Grabaus gegenüber einnehmen. Als er sah, daß der junge Lehrer seine eigenen Wege ging, bestimmte er ihn durch wohlwollend klingende Ermahnungen, sich einzuschränken. Schließlich stand die gesamte Fakultät gegen den jungen Gelehrten, der die Wahl hatte, entweder auf ein Weiterkommen an der Universität überhaupt zu verzichten oder sich zu fügen. Fünf Jahre lang hatte er sich gefügt und den lebendigen Strom eingedämmt mit der Geduld eines Menschen, der fühlt, daß er innerlich wächst, und weiß, daß seine Stunde kommen wird. Aber immer stürmischer war seine Sehnsucht geworden, brennender und verlangender der Wunsch, zu sein, was er wirklich war. Nun hatte heute ein einziges unüberlegtes Wort alle Frucht des langen Wartens zerstört. Und doch war er, je länger er sie bedachte, desto weniger entmutigt durch diese schnelle Tat. Ihm schien nicht, daß er heute den Bruch herbeigeführt habe, sei das Verkehrte, sondern daß er den Druck so lange getragen. Aber was sollte nun werden? Bilder verschiedenster Art stiegen aus dem so plötzlich geöffneten Schoß der Zukunft empor.

(Fortsetzung folgt.)

\* (Nachdruck verboten.)

## Deutscher Urwald.\*)

Wer an einem klaren Sommerabend oder düstigen Frühlingsmorgen nach der bayerischen Hauptstadt reist, weiß, wie sich da um die bunte Schar der aus aller Herren Ländern zusammenströmenden Fremden stets machte, aber immer merkwürdiger das Band einer allgemeinen Erwartung und heimlichen Spannung legt. Stundenlang leuchtet der Zug durch eintönige Heiden und mattgrüne Fichtenwälder, die sich wie eine vielfach gemusterte Samtdecke über das ganze oberbayerische Land spannen — das anfangs erquickte Auge ermüdet bald in diesem feiten Wechsel sanfter Hügel voll Wald und friedlicher Talmatten, die sich bis in die fernste Ferne ziehen. Immer findet sich ein Neuling, der sich nicht enthalten kann, sich laut zu verwundern, daß man bei München, dem Eingangstor der Alpenwelt, gar keine Berge sieht — da auf einmal zerreiht auf dem Scheitel einer der sanften Höhen der grüne Schleier des Waldes, weithin blickt das Auge über das stille Land bis dorthin, wo im Süden der Himmel die Erde küßt — und in staunender Bewunderung verstummt nun auch der Unzufriedenste unsäglich schön und schimmernd, wie aus Tau und Himmelsblau getrieben, steht dort ein Wand zackiger Bergeshäupter, deren schneeweiße Punkte leuchten als Kreuz der fernen Tiroler Gletscher. Das sind die deutschen Alpen, ein Bild, so ergreifend und erhaben, daß jeder ernst vor seinem Anblick wird.

\*) Aus: R. G. Francé „Das Leben der Pflanze“. I. Lieferung. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. —

Ihre Glanzpunkte, die Königsschlösser, das Verächtesgabener Land, das Tal von Garmisch und Wittenwald, den zauberhaften Kranz der bald schwermütig düsteren, bald schelmisch heiter blühenden Seen, lernen alljährlich Hunderttausende kennen; von all ihren Bergespitzen schallt im Sommer das Lachen der Tauchgenen entzückt und von so viel Genuß übermütig gewordener Menschen — aber mag sich auch eine Völkerwanderung über diese Zauberwelt ergießen, sie hat noch immer einsame und niebesuchte Täler und verlassene Bergeshänge, in denen sich noch Schöneres birgt, als alle Reisebücher preisen. Dorthin möchte ich denjenigen führen, welcher der Pflanzen geheimnisvolle Umwelt erkennen will, denn dort eröffnet es sich ihm erst ganz, wie die heimische Natur eigentlich ist. Und damit möge auch ihre Schilderung beginnen.

Ich rate meinem Wanderer, sich die merkwürdig kontrastreiche Gegend des Tegernsees anzusehen. In den Ufern aller Lugus mondainer Menschen, lachende Gärten, elegante Villen, stetes Kommen und Gehen; ein Bild von italienischer Heiterkeit. Aber darüber ein Kranz wie grämlich blickender, düsterer Bergeshäupter, deren manches schon eine Felsenkrone trägt und in seinem finsternen Schweigen uns die Sage zurückruft vom rätselhaften Alten vom Berge, dessen Sinnbild es ist. Woher denn alle die düsteren, etwas ängstlichen Sagen kommen, die in diesen Gegenden von den Bergen von Mund zu Mund gehen? Sie kommen wohl noch aus jenen Zeiten, wo weit und breit kein Haus sich erhob, nur die Klosterburg am Tegernsee; wo der Einbaum über den See fuhr, jeder fröhliche Ton in der Totenstille der unermesslichen Wälder ringsum erklang, und die ganze Natur so ernst und riesenhaft das Zwerglein Mensch anblidte, wie noch jetzt im Söllbachtal, wohin ich den Naturfreund führen will. Eine Stunde Bergwanderung bringt mit jedem Schritt in die Vergangenheit hinein. Hinter dem Bergrücken des Ringberges, den wir zwischen uns und den jetzigen Mosen-Ort Tegernsee legen, versinkt Kultur und Menschheit. Eine grandiose Wildnis nimmt uns auf. Wie ist sie schöner, als in den Spätherbsttagen, wo die Bergeshänge in prangenden Lichtern erglühn — die Tanne dunkelgrün, die Buchen rotbraun, die wilden Birnen brennendrot, und der mächtige Bergahorn, der sich hier in manchem vielhundertjährigen Riesen einfadet, lodert hellgelb, daß man es ordentlich knistern zu hören meint, wie er brennt. Schroffe Galden stürzen sich zu einem schäumenden Bach hinab — Gerölle steigen in das enge Tal nieder, da und dort tritt der Felsen Nacktheit aus dem bunten Waldkleid hervor und zwingt uns in das Düstere einer engen Klamm. Der breite Fahrweg wird auf einmal zum trittschmalen Saumpfad und führt jäh hinab zum Wildbach, den wir überschreiten müssen. Fast kentrecht geht es an der anderen Talwand hinauf. Von Baum zu Baum muß neuer Halt gesucht werden; manchmal heißt es in dem Steinstrom Klettern, schließlich nimmt uns ein ebener Pfad auf, der längs dem Bergange läuft, aber eigentlich eine Wassermulde ist, bedeckt mit zähem Morast, den wir auf schmalem, schwankendem Brüststeige überschreiten. Die Talwände rücken näher zusammen, die finsternen Felsenhäupter sind zum Greifen nahe gekommen — schließlich macht ein gewaltiger Querrücken das Tal zur Sackgasse, erfüllt von einem Hochmoor, in dem das Weiterbringen mühsam, ja gefährlich wird. Das ist die Söllbachtal — einer der letzten Reste des deutschen Urwaldes.

Schon während unserer Wanderung war der lichte, wohlgepflegte Forst bald hinter den Ufern des Tegernsees zurückgelassen; wo so viel Wald ist, wie hier im tageweiten Revier, da muß die Pflege zurücktreten. Wald versagen alle die wohlbekannten Begriffe von Waldesschönheit und Größe; eine fremde, unheimliche Kraft scheint hier zu walten, und mit einem Schläge wissen wir, warum die Sagen der Urmenschen immer erfüllt sind von den Gefühlen des Grauens, voll von Absonderlichkeiten, von Schreden, mit einem Hintergrund heimlicher Angst vor der Natur, einem Gemisch von Furcht und Bewunderung, so wie man einen unendlich mächtigeren Feind haßt, dem man nicht beikommen kann.

In diesen Bergsagen verhallt der letzte Wiederklang der Urnatur.

Wer diese grandiose Wildnis nicht gesehen hat, weiß gar nicht, wie „unnatürlich“ unser liebgewohnter, deutscher Wald doch ist.

Dort, wo nur die Natur das selbst wieder zerstört, was sie aufgebaut, stellt sich erst das richtige Verhältnis zwischen ihren Geschöpfen und uns her, und dabei verlieren wir unendlich. Alles nimmt dann gigantische Formen an, wenn nicht als Einzelwesen, so durch seine Masse.

Aber trotzdem wird unser, uns von der Schule übernommener Begriff des Urwaldes enttäuscht. Wir erwarten nach dem Analogon der tropischen Wälder ein undurchdringliches Dickicht der Stämme, durchspinnen von Schlingpflanzen und durchwuchert von Heden des mannigfaltigen Gesträuchs. So ist aber unser deutscher Urwald nicht. Wohl wird auch in unserem Himmelsstrich der Wald, wenn er sich selbst überlassen bleibt, undurchdringlich, aber nicht durch die Keppigkeit der Vegetation, sondern hauptsächlich, indem die durch Alter und Windbruch gestürzten Riesenstämme mit ihrem Astwerk und Moder den Weg versperren.

Die Bäume selbst stehen nicht sehr dicht, und nur dann, wenn in das Laubdach eine Lücke gerissen ist, durch welche Sonnenschein hereinflutet, sprießt aus dem Moder und Moos ein Dickicht fröhlich grüner Bäumchen unglaublich rasch hervor. Erst wenn man genauer hinblickt, sieht man, wie der Boden allenthalben besetzt ist mit dem Reimen und einem garten Anflug von Buchen und Fichten, nur



gedrückt diese in dem Halbdunkel, halb erstickt von dem Moder, ver-kümmert durch die gewaltigen Eltern jahrzehntlang, manchmal ein Jahrhundert hindurch nur auf das kläglichste. Erst wenn der sie bedrückende Niese fällt, und helles Licht hereinstutet, schießen sie wie Pilze auf und holen bald nach, was sie in den Jahren der Stümmernis verjäumt.

Aber so wie in der menschlichen Gesellschaft übersteht man die durch Druck und Armut klein gebliebenen Helden des Alltags nur zu leicht, gegenüber dem Glanze der Großen. Deren Pracht wird jedoch in Urwalde reichlich aufgewogen durch die Verwesung und Verwüstung, über die sie sich erheben. Denn in zwei, drei Reihen liegen die Pflanzenleichen übereinander, wie in ein grünes Leichen-tuch gehüllt durch die üppigen Moose, die alles überwachsen. Der Boden wird modererfüllt durch das Gewirr fallender Stämme, die den Regenabfluß verlangsamen, nicht minder durch die das Wasser begierig auffaugenden Moose stets feucht und morastig erhalten, so daß man auf den liegenden Stämmen und Stümpfen, manchmal tief in den faulenden Mulm einbrechend, mühsam und Halsbrecherisch über den überkriechenden Sumpfboden hinwegklettern muß; dazu in stetem Kampfe mit dem Geäst und schlangenartig sich empor-windenden Wurzeln toter und lebender Bäume, zwischen denen stets ein dünftiges Dämmern ist. Dazu kommt die absolute Stille dieser Ginde, der völlige Mangel an Blumen und Vögeln, mit Ausnahme emsiger Spechte, so daß der Gesamteindruck unheimlich und durch die Monotonie der sich darbietenden Bilder schließlich auch lang-weilig ist.

Dafür aber fesselt der Urwald das Interesse des Botanikers aufs höchste. Wenn er erwarten konnte, daß dort, wo die Natur sich vollkommen allein überlassen bleibt, sich auch alle ihre bei uns heimischen Geschöpfe in sinnverwirrender Fülle drängen werden, so mag er jetzt höchlichst überrascht sein über die Armut der ihm da entgegentretenden Flora. Außer den Baumriesen gibt es vor-wiegend nur niedere Pflanzen. Pilze, Moose, Flechten, Bärlappe, Schachtelhalme und Farnkräuter, die sind freilich von einer außer-ordentlichen Mannigfaltigkeit. Ungeheure Baumschwämme schwarzen allenthalben an den Stämmen, und im Moder ersticht überall die bunte Schar überkriechender, abenteuerlich gefärbter Pilz-hüte. Am meisten treten durch ihre Masse die Moose hervor. Sie dominieren im Urwalde unbedingt. Da gibt es tausendfach zart-gefiederte Wedelchen, Urwälder im Kleinen, schwellende Polster, grüne Dichtete von Lebermoosen, breite Rasen des Widertons, schwammige, misfarbene Hügel der Torfmoose, eine Vielheit von Formen und Nuancen des Grüns, welche in einer tieferen Kategorie von Größe und Gestalt den Formenzauber unserer Wälder noch überbietet. Ungeheure Massen der mannigfaltigen Flechten über-spinnen totes und lebendes Astwerk mit fahlen Farben. An den Taunen hängen die wallenden, geisthaften Büschel der Bartflechte, des „Hirschalnmooses“ traurigen Ansehens, dessen Besitz einst genügte, um als Hexe überführt zu werden, da es nach der Natur-kenntnis des XVII. Jahrhunderts nur auf den Schädeln Geheulter wuchs. Dort wo noch Platz bleibt, erhebt sich Gestrüppe von Bärlappen oder ein Urwald hoher Schachtelhalme.

Aber es fehlt die liebliche Schönheit unserer Waldblumen. Alles, das, was sonst die Waldwanderung so sehr verschönt, die vielen hell- und dunkeläugigen Blumen, die entzündenden, blüthengefüllten Teppiche der Lichtungen — davon ist im Naturwalde keine Spur. Was die Kryptogamen freilassen, das hält noch die Pflanzwelt besetzt, und sonst vertritt sich höchstens das eine oder andere schattenliebende Pflänzchen, der Sauerleee, die Moderorchideen oder die bleiche Ge-fellschaft der Schuppenwurzeln im ewigen Halbdunkel dieser Ge-strüppe.

Den Naturkennner überrascht daher auch nicht das Fehlen der von den Blumen unzertrennlichen Insekten. Nur moderliebende Holzwürmer, Käfer und Maden durchwühlen die gefallen Stämme. Die in eitel Rubinens, Saphirens und Diamantglanze prangenden, zirpenden, schnarrenden, schwirrenden Schnaken, Fliegen, Grillen und Schmetterlinge, die unsere Kunstwälder im Sommer mit einem holden Klingeln erfüllen, sie alle fehlen. Leblos erscheint die un-gestörte Natur, und der einzige Laut in der Stille ist das Haden der Spechte, das schwermütige Seufzen des Windes in den Wipfeln und das heisere Anarren sich reißender Nester.

Dementsprechend sind auch die höheren Tiere spärlicher ver-treten, als man es im Vorhinein erwartete. Schlangen sind sehr selten, Amphibien fehlen ganz — sie fänden ja keine Nahrung. Auch die auf Insekten angewiesene Vogelwelt meidet das vielhundert-jährige Dicht. Nur einige kann der Urwald ernähren: den Fichten-nadeln und Buchentnospen verzehrenden Auerhahn, die maben-suchenden Spechte und die großen Räuber: die Urwaldeule und noch größeres Raubzeug. Auch die vierfüßigen Lebensgenossen des Ur-waldes lassen sich an den Fingern herzfählen. Seltamerweise gibt es Hasen, besonders viele Warden und Füchse, nicht minder Hoch-wild, natürlich auch die morastliebenden Wildschweine.

Aber damit ist das Lebensbild des deutschen Alpenurwaldes er-föpft. Fichte und Tanne herrschen in ihm, dann noch Buchen im regellosen Gemisch, sehr selten noch Ahorne, Ulmen und andere Bäume eingesprengt. Fast kein Unterholz, dafür aber alle jene niederen Pflanzen, welche dem Walde die Feuchtigkeit erhalten. So ist es in der Söllbachau, und so ist es nach den Schilderungen der Botaniker auch an jenen wenigen anderen unzugänglichen Stellen deutschen Bodens, wohin sich die letzten Reste der wirklich

änderten heimischen Natur zurückgezogen haben: im Kubani-Urwald des Böhmerwaldes, welcher das großartigste derartige Gebiete ist und für „ewige Zeiten“ erhalten bleiben soll; wie denn auch der bayerische Staat als Besitzer der soeben geschilderten Söllbachau meinem Vernehmen nach geneigt ist, diese „naturhistorische Stätte ersten Ranges“ in ihrer Unberührtheit zu belassen. So ist es in den Urwaldresten der Schweizer und Oesterreicher Alpen, so in den Subeten der schlesischen Grenze, wo sich (bei Goldenstein in Mähren) desgleichen findet, so scheint es durch die Naturgesetze für das Klima und die Bodenverhältnisse Mitteleuropas überhaupt vor-geschrieben zu sein. Das sind die Wälder, die den Römern Grauen einflößten, als sie von dem Alpenwall niederstiegen; deshalb kam Germania dem Tacitus traurig und unwirtlich vor. Der echte deutsche Wald unserer Vorfahren gewährt wohl ein großartiges, aber durchaus nicht erquickendes Bild, und unsere Fantasie, die sich die Helden der Nibelungen in einem Eden vorstellt, welches alles das, was in unserem Walde entzündet, in gesteigertem Maße enthält, ist übel beraten. Es bewährt sich eben auch in der Natur das viel-erprobte und uralte Gesetz des Schönen. Wahrhaft schön ist nur eine Mannigfaltigkeit von Eindrücken, deren einzelne Faktoren zu einander in harmonischem Verhältnis stehen. Indem wir im Laufe der Jahrhunderte die Urnatur ausgerottet, gewissermaßen gezähmt und in unseren Dienst genommen haben, indem unsere Forstkultur den Wald lichtet und zu einem Kunstprodukt umschuf, benahm sie ihm zwar seine Großartigkeit, aber sie schaffte dadurch Raum für die fremden Waldgäste: das Buschwerk, die Waldwiese, die Blumen-schar mit ihrem Gefolge von Licht, Leben, Duft und Farben. Erst sie, welcher der Naturschwärmer grollen zu müssen vermerkt, läßt jenes Mosaik von Sonnenschein und Schatten, von Dicht und weiten Perspektiven erstehen, welches allein, wie wir erst jetzt er-kennen, die Waldwanderung so heiter, erquickend und schön macht. —

## Kleines feuilleton.

— **Natoczy's Schädel.** Man schreibt der „Frankf. Ztg.“: Die Zeit rückt immer näher, in welcher die Ueberreste „Natoczy's des Rebellen“ in die Heimat zurückgebracht werden sollen aus dem fernen Türkens-lande. Ob mit oder ohne Schädel. In der Vorrede zu dem Lebensbilde, das Freiherr v. Helfert von seinem Freunde Moys Fischer entworfen, heißt es, Fischer sei nicht unempfang-lich für einen guten Spas gewesen; „denn ich meine schier, es sei die Anekdote von den zwei Schädeln des „großen Natoczy“, die ich Dir damals (1848 in Olmütz) zum besten gab, gewesen, was Dich mir zuerst näher brachte; mühte ich sie Dir doch so oft wieder erzählen!“ In den Anmerkungen schreibt dann Helfert mit Bezug darauf: „Dies heitere Quiproquo hat zwei Varianten. Die bekanntere spielt in einem Karitätenkabinett, wo der Fremde einen Totenschädel gewahrt.

„Das ist Kopf von große Natoczy!“ belehrt ihn der Führer.  
 „Und dieser kleinere daneben?“  
 „Es auch Kopf von große Natoczy, wie vor zehn Jahr alt.“  
 Nach einem anderen Gewährsmann erblickte der Besucher auf dem Schreibtische seines Freundes einen Totenschädel.  
 „Kopftausend! Seit wann sind Sie denn Anatom?“  
 „Mir Anatom! Das is gor berühmter Schädel, dos is Kopf von große Natoczy!“  
 Wie? ist mir doch, als hätte man mit schon irgendwo den Schädel Natoczy's gezeigt!

„Amico, werden Sie on zwanzig Orte kommen, und wird mon sagen: Dos is Kopf von großen Natoczy. Is alles mit wohl! Existieren in ganze Welt nur zwai echte Exemplare: aus is in Nationalmuseum von Pest und anderes hob ich!“ —

## Theater.

Deutsches Theater. „Der Privatdozent.“ Ein Stück aus dem akademischen Leben in vier Akten von Ferdinand Wittenbauer. Der Autor, selbst Professor an der technischen Hochschule in Graz, leuchtet mit erschreckender Rückwärtslosigkeit in die Streberei und das Günstlingsleben der akademischen Welt hinein. Nicht nur, daß der Staat die „Freiheit der wissenschaftlichen Lehre“ einengt, in dem er die Besetzung der Lehrstellen von seiner Genehmigung abhängig macht und die Vertreter einer unerschrockenen Gesellschaftskritik oder sonstiger staatlich approbierter Gesinnungen nach Möglichkeit von den Universitäten fernhält, nicht nur daß so politische Rückwärtslosigkeit und Verstreuerer hier systematisch gezüchtet wird, — auch davon abgesehen, findet Talent und Können, das in dem Dienste der Wissenschaft Wertvolles zu leisten vermöchte, hundert Schlagbäume errichtet. Eine jahrelange unbesoldete Dozenten-tätigkeit, von der auch die tüchtigsten, wissenschaftlichen Arbeiten nicht dispensieren, schließt von vornherein die Mittellosen aller Fälle von dieser Laufbahn aus; wie denn ja durchweg in der heutigen Gesellschaft die Entwidlung und Betätigung von Anlagen groben-teils nicht so wohl davon, was einer von Natur, als davon, was er von den Eltern mitbekommen, abhängt. Aber zu dem Klassenwesen, das dem Wissenschaftsbetrieb durch die soziale Gesamtorganisation notwendig aufgeprägt ist, gesellt sich obendrein eine deutlich merkbare Tendenz zum Klassenwesen. Wer den Vor-sprung, den Besitz gibt, durch verdoppelte Arbeit einholt, stößt hinter den sozialen hier noch auf neue sehr viel engere Schranken. Da



spielen bei den Wahlen zum befohlenen Lehramt, zur Professur alle möglichen persönlichen Rücksichtnahmen und Motive in die sachliche Entscheidung hinein. Da fragt sich, wird der Kandidat auch ein angenehmer Kollege sein, paßt er zu uns, ist er gesellschaftlich forreht, haßt kein Matel des Judentums ihm an, zu welcher wissenschaftlichen Schule gehört er, welches sind seine Konnexionen usw. Die zarten Bande der Verwandtschaft verlangen Anerkennung. Schwiegeröhne und solche die es werden möchten, sind Gegenstände ganz besonderen Wohlwollens. Eine Statistik der Verzichtwägerung und Verschwüpfung unter den Wortführern der offiziellen Wissenschaft würde vermutlich interessante Resultate liefern. Wozu sind denn Privatdozenten da, heißt es in dem Stücke, als daß die Professorentöchter ausgeheiratet werden.

Wittenbauer macht seinem Grimme über diese Vetterwirtschaft gründlich Luft. Man hätte wünschen mögen, die Grenzen der Satire wären weiter gezogen, politische Beziehungen mit hinein verflochten, aber auch so, in diesem engeren Rahmen tat sie ein gutes Werk. Der treuherzig härbeisige Obermayer, der Bauernsohn vom Hochland, dem nach zehn Jahren ungewöhnlich arbeits- und erfolgreicher Dozentur ein glatter Karrierejähner, Bräutigam eines Professorentöchterchens, vom Kollegium vorgezogen wird, vor allem aber sein wackerer Fürsprecher, der alte lausische, choleric aufbrausende Professor Prug sind gut gesehene, scharf unrisse Gestalten. Auf der Gegenseite herrscht freilich die Schablone vor; die Handlung hat reichlich Nisse und Brüche. Dem Konventikel der klatschenden Professorenfrauen gebricht an Originalität der Romik, und der Hofrat, der in der Abstimmung gegen bessere Ueberzeugung zugunsten seines künftigen Schwiegersohnes den Ausschlag gibt, ist in den vorhergehenden Szenen so ihmpathisch gezeichnet, daß man ihm diese Schamlosigkeit nicht recht zutraut. Aber irgend eine glückliche Wendung, ein scharf geprägtes, spitzes Wort regt das Interesse immer wieder an. Der Schlußakt mit der Ragenmusik vor den Fenstern des Hofrats, dem Abchied Prugs und Obermayers von der Universtität, der stillen Liebeswerbung des von dem Streberbräutigam besreiten Mädchens, die Obermayer, trotzig wie früher, nicht verstehen will, hatte darüber hinaus eine Reihe lebendiger Stimmungsbreize.

Das Publikum, von der Tendenz gefesselt, folgte mit unverkennbar starkem Interesse. Jeder Ausfall wurde dankbar mit lautem Lachen begrüßt. Einen sehr gewichtigen Anteil am Erfolge hatte die sorgsam geübte Aufführung. Herr Marx als Obermayer, Margarete Otto Körner als herrschtsichtige Professorengattin, Paula Müller in der Rolle der Tochter spielten mit frischer Verbe. Eine brillante, in jedem Zug vollkommen individualisierte Figur, drollig und rührend zugleich, war Arndts Professor Prug. —

**Berliner Theater. „Die eiserne Krone.“** Schauspiel in fünf Akten von Fedor v. Bobeltig. — Das Stück spielt irgendwo unten in einem kleinen Balkanstaate. Es wimmelt im Theaterjettel von „interessanten“ Namen: Veresco, Maffeo, Kostul usw., deren Träger obendrein noch in der Mehrzahl leibhaftige Minister sind. Wäre nicht der pathetisch schwingvolle „eiserne Krone“ Titel gewesen, so hätten sich Optimisten nach dem Zettel auf irgend eine politische Satire, die, um sich freier zu regen, halb orientalisches Kostüm umgeworfen, spigen können. Statt dessen bekam man etwas im Stil einer Erzählung für die reifere Jugend aufgetischt, die szenische Einschlagung eines Bobeltigischen in der Scherl-„Woche“ erschienenen Romans. Die „ilhrischen“ Minister nebst Anhang hatten keine andere Mission, als den Vorzüglichkeiten eines preussischen Offiziers zur Folie zu dienen. Die patriotische Erbaulichkeit wurde nur noch durch die Langeweile übertroffen. So viel dramatische Unzulänglichkeit im Laufe der Saison über die weltbedeutenden Bretter geschritten, die „Eiserne Krone“ schlägt ziemlich den Rekord. Von Charakteristik, Handlung, Aufbau, Dialog völlig zu schweigen, nicht einmal zur Erzeugung von einem kleinen Witzgen außerer Spannung hat die Erfindungskraft trotz Hinzuziehung von Verchwörung und Attentat gelangt. Dabei gab sich der Autor, hierin die klassische Tradition bewahrend, nicht unter vorgezählten fünf Akten zufrieden.

Eine Deputation aus Ilhrien überbringt dem Grafen und Garde-Offizier Schöning die eiserne Krone des Landes — ein feierlicher Aktus, der wie der Zettel mit naturalistischer Genauigkeit und zur Erhöhung der Wirklichkeitsillusion uns mitteilt, in „einem Zimmer im Hotel de Rome in Berlin“ sich zuträgt. Des Grafen echt königlicher Sinn betätigt sich vor allem darin, daß er, kaum warm geworden auf dem Thron, wegen inner Grenzverletzung das arme kleine Land Hals über Kopf entgegen dem Willen der Minister in einen Krieg führen will. Seine heldenhafte Herrscherseele geizt nicht mit solchen Kleinigkeiten wie dem Blut der Untertanen. Auch der alte Kanzler Veresco wäre in dieser Hinsicht wohl nicht weniger spendabel, wenn er nicht von dem Feldzug eine Popularität des Fürsten beflüchtete, die seiner eigenen Macht gefährlich werden könnte. Darum treibt er Obstruktionspolitik. Seine Tochter ist höchst bössartig, eine „dämonische“ Natur. Obwohl verheiratet, möchte sie Frau Königin werden, drängt sich an die neue Durchlaucht in gespielter Liebesleidenschaft heran und brüht, tugendhaft von ihm zurückgewiesen, dann unerhörte Rache. Den Schluß bildet glanzvoller Triumph der Tugend und des Krieges. Die Nationalversammlung der Ilhrer bekleidet Durch-

laucht mit diktatorischer Gewalt, und die Krone, die dem Fürsten zugedacht war, durchbohrt den reitigen Veresco.

Bei allem Fleiß vermochten die Schauspieler aus den papiernen Figuren nichts zu machen. Trovdam gab es in dem ausverkauften Hause großen Beifall und mehrfache Hervorrufe des Dichters. —

— **Freie Volkshühne. „Kabale und Liebe.“** Ein bürgerliches Trauerspiel in fünf Akten von Friedrich Schiller. Es war beinahe eine Ueberraschung, wie merkwürdig frisch dieses vor mehr als hundert Jahren geschriebene Stück wirkte. Bei der Lektüre fallen oft langatmige Stellen auf, spitzfindige Rasonnements, in denen sich die gefühlsmäßig überschwängliche und doch auch kritisch veranlagte Zeit gefiel. Dieses zeitliche Gewand ist aber nur die Oberfläche. Wir sehen es nicht mehr bei der Aufführung, da kommen die bleibenden Worte heraus. Es ist auffallend, wie straff Schiller hier die Fäden zusammenzieht. Im Gegensatz zu den „Räubern“ ist in diesem Stück der dramatische Aufbau so lapidar, und die Szenen folgen sich in so schnellem Wechsel, daß keine Ueberlegung, keine Ermüdung eintritt. Immer wieder sieht das Auge den Fortgang der Handlung, und alle Geschehnisse lenken hin zu einer Fülle menschlicher Motive. Diese Rücksichtslosigkeit im Fortstürmen der Leidenschaften läßt Schiller auch alles genaue Berücksichtigen der Wahrheit der Situationen, der psychologischen Vertiefung gering achten. Die theatralische Begabung kommt gerade in diesem Stück deutlich zum Ausdruck. Man bedauert, daß die Zeit damals eine so enge war, daß selbst ein Schiller zum Schluß in klein-personliches Unglück sich verstricken läßt und weinerliche Gefühlsintensitäten gibt, während doch die beiden ersten Akte so groß und kraftvoll sind, daß man meint, die Linien dieser Kunst müßten zur Höhe einer unversalen Menschheitstragödie hinaufführen.

Man hat oft den naturalistischen Stücken gegenüber angeführt, sie marterten die Nerven. Es läßt sich aber kein modernes Stück denken, daß so aufregend und andauernd aufstachelnd wirkt wie diese „Kabale und Liebe“. Das geht manchmal soweit, daß Schiller sich durch dieses Forcieren selbst um die Wirkung bringt und die Spannung überreizt. Dann aber veröhnen wieder der festgefügte Bau des Ganzen, sein beobachtete Einzelzüge, deutliches Herausarbeiten der Charaktere. Aus dem Ganzen redet Schiller, und die Personen sind sein Sprachrohr, ein vielstimmiger Chor, der seinen Willen, seinen Abscheu, seine Hoffnung kundgibt.

Die Darstellung war in allen Teilen gut und der Frische und Leidenschaftlichkeit des Stückes entsprechend. Die Darsteller trugen ihr Teil dazu bei, das Ganze glaubhaft hinzustellen. Ernst Pittschau als Präsident, Weigert als Ferdinand, Kuhnert als v. Rath, auch Marie Frauendorfer in der schwierigen Rolle der Milford, die so leicht unglaublich erscheint, trugen zu dem Gelingen bei. Wily Rohland schuf in dem Stadtmusikanten Miller einen vollen Charakter. In Marianne Pratt war eine vorzügliche Darstellerin der Luise gefunden worden. Sie gab eine abgerundete Leistung, deren Natürlichkeit die Hörer oft spontan ergriff, so daß einmal der Beifall bei offener Szene einsetzte. —

**Humoristisches.**

— **Das Schreckliche.** „Sie waren also auch bei dem Eisenbahnunglück dabei, gnädige Frau, und wurden verlest?“

„Ja, denken Sie sich nur, wie schrecklich! Durch die Wucht des Stoßes bin ich von der zweiten Klasse in die dritte geschleudert worden.“ —

— **Zweifel.** Köchin: „Bei meiner jetzigen Herrschaft lerne ich mich rein nicht aus; überall bleiben s alles schuldig, entweder sind s so feine Leute oder sie haben wirklich nigi!“ —

— **Auch noch.** Kranker Onkel (der von seinem Nefen, einem jungen Arzt, behandelt wird): „Schrecklich, jetzt will er auch noch meinen Magen auspumpen!“ —  
(„Weggen dorfer-Blätter“.)

**Notizen.**

— Die württembergische Gruppe des Schiller-Verbandes Deutscher Frauen hat dieser Tage 20 235 M. als Beitrag für die Schiller-Stiftung abgeliefert. —

— „Der Froschkönig“, eine dreiaktige Komödie von Dietrich Eckart, ist vom Leipziger Stadttheater und vom Jütem Theater in Nürnberg erworben worden. —

— In Braunschweig wurde ein Garzer Bergtheaterverband begründet. Der Verband bezweckt in erster Linie die Förderung des Wächlerschen Unternehmens in Thale i. G., will dann aber auch die Idee, Landkasteltheater an anderen durch Ortslage, Geschichte und Mythos bekannten Punkten Deutschlands zu begründen, der Verwirklichung näher zu bringen versuchen. —

— Der Kadierer Alois Kolb-Wünschen ist an die Kunstgewerbeschule in Magdeburg als Lehrer berufen worden. —

— Der Deutsche Künstlerbund hat in Florenz eine Villa erworben. In dem Gebäude des Anstiefers errichtet, deren Benutzung auf den Ausstellungen des Künstlerbundes statt der sonst üblichen Preise älteren und jüngeren Künstlern zugesprochen werden soll. —